DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Mittwoch, 14. September 1932

Nummer 59

Begegnung auf der Landstraße.

Skizze von Olaf Sorell.

Der Spätsommer war noch schön. Er hatte nach regnerischen Wochen blauen Himmel und Sonne gespendet, und ein kühler Wind erleichterte das Wandern.

Ein Landstreicher lief die Straße entlang, ließ die Spitze seines Stockes auf den Steinen klingen. Er hatte graue Haare und war sicher keiner der Jüngsten mehr. Aber er schritt unbesorgt und biß herzhaft in den Apfel hinein, den er mit der Stockkrücke vom Baum geschlagen hatte.

Der Weg ging bergauf. Oben auf der Kuppe öffnete sich der Blick ins weite Tal, das wie eine Zufluchtsstätte für Müde aus den großen Städten war. Doch ein Fabrikschornstein stach rauchlos in den blauen Himmel und kündete die Ursache dieses Friedens: Stillegung, Arbeitslosigkeit.

Der Landstreicher wurde einen Augenblick ernst, als er den Schornstein sah. „Die alte Leier auch hier!" brummte er, doch rasch gewann wieder seine alte Sorglosigkeit die Oberhand, und pfeifend setzte er sich auf einen Kilometerstein.

Plötzlich sah er auf. Neben ihm im Straßengraben rührte sich etwas. Da lag ein Mensch, ein Dreißigjähriger vielleicht, sah ihn müde an und nickte ein wenig zum Gruß.

Der Aeltere war freundlicher: „Hallo, was machst Du denn hier? Natürlich auch auf der Walze. Und wohin soll's gehen? Das weißt Du nicht! Wenn Du nicht so ein trübseliges Gesicht machen wolltest, würde ich jetzt sagen: Mensch, was mußt Du glücklich sein, daß Du nicht weißt, wohin Du willst, und ziellos in die Welt hinein läufst!"

Eine Pause entstand. Denn der Jüngere antwortete nicht gleich, und dem Aelteren kam plötzlich ein Gedanke in die Quere: Wenn der Bart nicht wäre, dieser schwarze Vollbart, den der Junge da trägt ...

Der Bärtige hatte inzwischen seine Worte zusammengelesen: „Glücklich? Nein, arbeitslos! Ich weiß nicht, was ich machen soll, laufe, laufe, laufe! Einmal bleibt man vielleicht liegen. Dann ist alles aus. Gut so. Kein Hahn kräht mehr nach einem."

„Quatsch", sagte der andere. „Deshalb darfst Du den Kopf nicht hängen lassen. Sieh 'mal, mir ging es auch einmal so. Das sind an die acht Jahre her. Da war es zwar noch nicht so schlimm mit der Arbeitslosigkeit wie heute, aber wir standen auch schon Schlange vor dem Stempelamt. Das Schlimmste kam aber erst zuhause. Die Alte war's gewohnt, daß ich ihr pünktlich jeden Freitag den Lohn ablieferte. Da hatten wir Frieden in der Familie. Aber jetzt war der Krieg im Gange. Wenn ich die paar Stempelgroschen abgab, machte die Alte ein Gesicht, als hätte ich selbst die Schuld an der Arbeitslosigkeit, und wenn ich in einer Ecke hockte und nichts tat, dann keifte die Frau herum, und die beiden Plagen, die Töchter, machten's nicht besser. Nur der Junge, der Jüngste, war damals 18 Jahre alt und gerade aus der Lehre, der sagte nichts, und ich glaube, er hatte noch ein wenig Mitleid mit mir.

Aber eines Tages war ich die Sache satt geworden. Da lief ich fort von zuhause und auf die Landstraße. Zuerst dachte ich, vielleicht könnte ich anderswo Arbeit finden. Doch ich bekam keine, und schließlich war ich an das Leben auf der Walze so gewöhnt, daß ich's nicht anders haben wollte. Jetzt bin ich Landstreicher und fühle mich wohl dabei, und Dir, Junge, wird's einmal nicht anders gehen."

Der Jüngere sagte nichts. Er starrte vor sich hin, furchte die Stirn und wälzte schwere Gedanken. Dann sah er den Alten von der Seite an, überlegte und meinte plötzlich: „Weißt Du, ich glaube, Deine Geschichte ist noch nicht ganz zu Ende. Du hast nicht gesagt, was aus Deiner Frau, aus den Töchtern und aus dem Jungen wurde. Ich denke mir, die Sache war so: Die Weiber schimpften, als Du nicht wiederkamst, und der Junge wußte nicht, was er dazu sagen sollte. Er dachte, der Vater hätte vielleicht doch nicht so einfach davonlaufen dürfen. Aber schließlich meinte er, als junger Bursche hätte er nicht darüber zu urteilen. So arbeitete er eben, lieferte all sein Geld an die Mutter ab, und es war alles gut und schön.

Bis der Junge älter wurde und eines Tages anfing, sich nach den Mädchen umzusehen. Er wollte es so machen wie seine Kameraden. Aber da war plötzlich ein Hindernis: Die Mädchen wollten ihr Leben ein wenig genießen. Dazu gehörte Geld, und das hatte er ja nicht, weil er alles abgeben mußte. Schließlich nahm er sich ein Herz, und an einem Zahltag meinte er vorsichtig, es müßte doch möglich sein, daß er ein wenig Taschengeld für sich behielte.

Da fielen die drei Frauen über ihn her, schrien Mord und Brand und nannten ihn einen pflichtvergessenen Lumpen, der seine Familie verhungern lassen wollte, um sich mit Mädchen abzugeben. Der Junge mochte nichts weiter sagen ... nun ja ... er war eben wie sein Vater.

Aber dann lernte er ein Mädel kennen, das bestand gar nicht darauf, ausgeführt zu werden wie die anderen. Es wollte nur jemanden haben, mit dem es reden konnte, und war zufrieden, wenn sie draußen vor der Stadt auf einer Bank saßen.

Nach ein paar Monaten aber sagte sich der Junge: Es soll bei der Freundschaft nicht bleiben. Und das Mädchen war der gleichen Ansicht: ‚Wir brauchen ja nicht viel, um heiraten zu können und glücklich zu sein. Unseren eigenen kleinen Hausstand, und wir sind zufrieden.'

Dem Jungen leuchtete das ein. Aber er war von vornherein auf einen schweren Kampf mit Mutter und Schwestern gefaßt. Es kam schlimmer, als er gefürchtet hatte. ‚Ich will heiraten', sagte er, ‚mir meinen eigenen Haushalt gründen.' Da schrien die Frauen, als geschehe ihnen das schwerste Unrecht. Sie nannten ihn einen Schurken und noch viel mehr. Er gab jedoch nicht nach und blieb bei seinem Entschluß.

Aber ein paar Wochen bevor die Heirat sein sollte, wurde der Junge entlassen. Er war wie vor den Kopf geschlagen. Und dann kam das Schlimmste! Die Frauen zuhause sagten kein Wort, daß ihnen sein Pech leid täte. Nein, sie verhöhnten ihn noch, und die Mutter schrie: ‚Das hast Du davon, weil Du nicht an uns gedacht hast. Noch viel schlechter müßte es Dir gehen!' Ja, das sagte meine Mutter!"

Der Junge schwieg einen Augenblick. Er sah zu Boden und dann zu dem Alten hinüber, als erwarte er von dem eine Frage.

Sie kam wohl nicht so, wie er es gedacht hatte: „Und das Mädchen?"

„Das Mädchen fand einen anderen. Der hatte noch Arbeit und wohnte nicht bei seiner Mutter."

„Und da bist Du fortgelaufen von zuhause, Hans, fortgelaufen wie Dein Alter?"

„Ja, Vater."

Es war bei keinem der beiden mehr ein Erstaunen in der Stimme, als sie sich so ansprachen, acht Jahre nachdem sie einander zum letzten Mal gesehen hatten.

Sie reichten sich die Hand zum stummen Versprechen neuer Kameradschaft. Dann liefen zwei Landstreicher weiter ihren Weg, zwei Landstreicher, ausgeschieden aus der menschlichen Gesellschaft.

Der Ulan / Novelle von Franz Adam Beyerlein

Im August des Jahres 1914 befand sich der Ulan Kerinnis auf Patrouille. Als bei Gumbinnen die Schlacht entbrannte, war die deutsche Kavalleriedivision frühmorgens befehlsgemäß losgeritten, nördlich umfassend, weit in den Rücken der russischen Armee. Seitdem hatte sie nichts mehr vom Oberkommando vernommen, sie hing in der Luft. Sie schloß nicht unrichtig, es möchte wohl dahinten schief gegangen sein. Die Reiter selbst hatten eine prachtvolle Attacke geritten und Gefangene gemacht. Aber Mann und Pferd waren am Ende. Gottlob war der Weg nach Westen fürs erste noch frei.

Die Patrouille hatte zu erkunden, wie weit der Feind durch Tzullkinner und Eichwalder Forst auf Insterburg vorgedrungen sei. Sergeant Bajohr und vier Ulanen bildeten sie, die Leute auf den frischesten Pferden. Kerinnis hatte die Spitze. Ehe er aus dem Wald heraustrabte, hielt er scharf Umschau. Unweit breitete sich eine Stoppel, Roggenhocken standen darauf, manche umgeworfen, alle schwarz von Wetter und Regen. Er parierte seinen Gaul. Der Sergeant kam gemächlich heran. — Kerinnis wies auf die Getreidehaufen: „Da drinnen stecken sie!"

Der andere nahm den Feldstecher vor die Augen und spähte. „Unsinn!" knurrte er. „Du hast Angst in den Hosen! Das ist es."

Der Ulan jedoch beharrte: „Ich hab's doch gesehen, Herr Sergeant. Es war, wie wenn einer sich hinschmeißt."

Ein drittes Mal blickte Bajohr durch das Glas. Schließlich sagte er: „Na, denn bleib man hier halten, Kerinnis. Wenn sie mich abschießen, machst Du Galopp kehrt und meldest. Verstanden?"

Damit schlug er einen flotten Trab an und winkte seinen drei Ulanen zum Folgen. Auf etwa zweihundert Meter kamen sie an die Roggenstoppel heran — da knatterte es mit einem Male von allen Seiten aus den Hocken. Einer nach dem andern wurden die drei Ulanen umgelegt. Bajohr riß seinen Fuchs herum. Aber es haschte auch ihn. Er hatte viel Blut vom Hals herab auf der Brust, der Kopf taumelte schlapp vornüber. Er war tot. Festgeklemmt im feldmarschmäßigen Sattel brauste er auf Kerinnis los.

Der Ulan hatte seinen Befehl. Er jagte draufzu, rückwärts in die Forst hinein. Die Sonne schien noch; nach ihr konnte er sich richten. Am Abend erreichte er den Waldrand. Sein Brauner hatte links hinten das Eisen verloren; er schonte bedenklich. Das Land lag verlassen da, eingehüllt in einen leichten Dunst. Kerinnis wagte sich nicht heraus. Erst als die Nacht hereinbrach, machte er sich wieder auf den Weg. Querfeldein zog er im Dunkeln weiter, abermals auf eine Waldwand zu, die sich neuerdings am Horizont aufbaute. In ihrem Dickicht barg er sich mit seinem Gaul.

Mit Hellwerden waren sie wieder auf. Sie kamen nur langsam voran. Das arme Tier lahmte immer mehr. Kerinnis zerrte es am Zügel hinter sich her. Vielleicht war es das beste, es zurückzulassen. Zum Verrücktwerden aber waren die gleichmäßigen Wege im Wald. Von Kiefern, Fichten und Birken, manchmal auch von ein paar Eichen gesäumt, durchschnitten sie wie mit dem Lineal gezogen die Forst. In jedem Quergestell konnte der Russe lauern. Am Ende dachte man gar nicht mehr daran. Man stolperte längs vorüber.

Dann war der Wald plötzlich dennoch zu Ende. In voller heller Sonne lag draußen die Welt. Der Ulan sperrte die Augen weit auf. Ringsum mutete es ihn sonderbar vertraut an. Fast vor seiner Nase lag das Gutshaus der Kalligkehmer Domäne; es war gar nicht zu verkennen. Der Pächter hatte ihm einen kleinen Turm aufgebaut. Von ihm aus pflegte er mit dem Fernglas zu beobachten, ob seine Leute auf den Feldern arbeiteten oder faulenzten. Jenseits aber von Kalligkehmen lag Skurpeln, und über Skurpeln hinaus folgte Trenklauken. In Trenklauken aber war Kerinnis zu Hause.

Wie fast alles Land bisher war auch die Domäne verlassen. Einzig Hühner, Gänse und Schweine trieben sich umher. Der Ulan stand eine Zeitlang im offenen Tor des Gutshauses und überlegte. Eine Sau glotzte ihn an und grunzte. Er scheuchte sie. Danach nahm er bedächtig seinem Braunen Sattel und Zaumzeug ab und barg alles samt Lanze und Säbel im Stroh der Scheune. Den braven Gaul entließ er mit einem Patsch in einen Weidegarten. Gras und Weißklee wuchsen üppig darin.

Er selbst betrat vorsichtig das Haus. In einer Kammer hingen grobe Arbeitsgewänder unter einem Vorhang. Noch einmal zögerte er. Dann zog er geschwind Ulanka und Reithose aus und schlüpfte in das derbe Zeug. Es hatte einem Jungknecht gehört; über die Brust war es zu eng. Als er an sich hinuntersah, kam abermals das Zaudern über ihn. Aber er blieb bei seinem Entschluß.

Zuletzt schnallte er den Karabiner vom Sattel ab. Er wußte, es war Gesindel unterwegs, gegen das die Waffe gut sein konnte. Im Notfall, wenn sich Feinde zeigten, schmiß er sie weg. Bald im Graben längs der Weiden, bald im Ried von Bruch zu Bruch nahm er den Weg. Er ruhte nicht, bis er durch das Loch in der Hecke in den väterlichen Garten gedrungen war ... Auf dem Hof war es wie überall, Federvieh und Schweine. Die Kühe waren fortgetrieben. Im Haus roch es tot und leer. Aber bei dem Herd lagen noch Kartoffeln, Grasbutter fand sich im Steintopf, und Eier gab es genug im Hühnerstall.

Als er abgesessen hatte, lehnte noch der Karabiner am Schrank. Das Gewehr mußte er verbergen. Ganz zuoberst auf dem Boden, über dem Dachbalken, unter dem Ziegelfirst fand er den Ort. Als Knabe schon hatte er dort das stiebitzte Backobst versteckt. Er spähte durch die Luke hindurch. Weithin reichte der Blick, über Skurpeln hinaus bis Kalligkehmen und fast bis zur Forst im Osten. Zunächst aber lag der Hof des Nachbars Doneleit. Tauben flatterten darüber hin und her. Sonst regte sich auch dort nichts.

Der Sohn des Hauses schlief tief und schwer in seinem altgewohnten Bett. Aber vor Tag noch trieb es ihn aus den Federn. Im Liegen, im Dunkeln hatte es ihn überfallen, wie einsam er war. Am liebsten wäre er spornstreichs davongelaufen, immer nach Westen, zu seinem Regiment, zu seiner Schwadron. Aber er besann sich und blieb.

Nebel war eingefallen. Vor Augen und Ohren ballte es sich wie dicke weiße Watte. Dazwischen schmeckte es nach Rauch. Seltsam, dachte er, es ist doch nirgends Feuer. Endlich bekam der helle Tag die Oberhand. Da stieg er hinauf auf den Boden. Und da erblickte er sie.

Drei Reiter parierten aus einem bummeligen Trab vor dem Gehöft des Nachbars Doneleit. Gekommen waren sie von Skurpeln. Dort türmte sich eine schwarze Wolke; rote Flammen lohten darein. Die drei Kerls waren voll bis zur Mützenkrempe. Man hörte sie gröhlen. Einer saß ab; er rollte aus dem Bügel glatt in den Dreck. Und nun sah Kerinnis alles haarscharf. Rechts neben das Tor war die Scheune Doneleits gebaut. Die äußere Brettwand war undicht. Das Heu quoll daraus hervor.

Der Reiter aber pflanzte sich in aller Umständlichkeit eine Zigarette in den Mund und riß ein Streichholz an. Er paffte ein paar Züge. Dann gab es ein Gelächter zwischen den drei Affen hin und her. Und der Reiter riß ein neues Streichholz an und hielt es gegen das Heu. Die Halme waren knisterdürr; sie brannten auf wie Zunder. Die Flammen waren in der Sonnenhelle nicht zu sehen. Erst nach geraumer Zeit drang Qualm durch die Fugen des Daches.

Darauf ritten sie zu dritt weiter, auf den Hof des Kerinnis los. Sie hatten die Zügel auf den Pferdehals gelegt, drehten sich im Sattel um und freuten sich an der Feuersbrunst. Der Ulan Kerinnis überlegte. Es war möglich, daß der Hof des Vaters in diesem Kriege in Flammen aufging. Von jenen dreien aber sollte ihn keiner anstecken. Mit ihnen nahm er es auf.

Es war ein Kinderspiel, eine Sache für Rekruten: 300 Meter aufgelegt, Ziel im schönsten Licht. Es kam nur auf die Fixigkeit an. Zwei von den Russen putzte er sauber weg, den Missetäter zuerst. Sie plumpsten wie Säcke aus den Sätteln. Der dritte aber stob davon. Kerinnis war schlecht abgekommen.

Damit stand es faul. Die Schüsse hatten ringsum gleichsam einen Bienenschwarm aufgestört. Aus Skurpeln trabten ganze Schwadronen hervor. Andere holten auf beiden Flügeln weit aus und tasteten sich vorsichtig durch das Gelände von den Flanken heran. Kerinnis konnte gar nicht genug staunen über die vielen Menschen. Aber er wußte Bescheid. Klipp und klar. Er saß dick drinnen.

Er hatte einige zwanzig Patronen, mehr nicht. Sparsam verschoß er sie. Drüben hatten sie inzwischen erkannt, wo der Schütze steckte. Rechts und links von ihm splitterte es von den Dachpfannen. Schließlich brachten sie gar ein Maschinengewehr in Stellung. Sie tackten das Dach unablässig mit Reihenfeuer ab. Er aber konnte nicht herausbekommen, wo das Gewehr stand. Außerdem gingen die Patronen auf die Neige. Aber er blieb an der Luke, auf seinem Posten.

Endlich drangen sie mit Gebrüll in das Gehöft ein und stießen und wälzten sich die Stiege herauf. Sie fanden kein Futter für ihre blanken Bajonette. Ein Bauernbursche lag, ein halbes Dutzend mal zu Tode getroffen, in der Luke des Daches im Anschlag.

Zerrissener Traum.

Skizze von Georg Wagener.

Der Vorsitzende wandte sich an den Angeklagten: „Schildern Sie uns die Ereignisse jenes Tages!"

Albrecht Klinkhardt erhob sich langsam. Sein junges Gesicht war eingefallen. Sein Blick ging starr am Vorsitzenden vorbei, bohrte sich in die Wand hinein, sah vielleicht dort draußen im Freien das aufgeschlagene Buch, aus dem er eintönig vorzulesen schien: „Ich war sechs Jahre alt, als ich zum ersten Mal von hohen Bergen erzählen hörte. Wir lebten in der Großstadt, wo ein Haus wie das andere aussah, wo in die Höfe kein Licht hineinkam, und wenn meine Mutter mich einmal ins Freie brachte, dann ging sie bis an den Rand der Stadt. Da lag ein Schrebergarten am anderen, und alle hatten armselige Zäune und noch armseligere Lauben. Die Leute standen da drinnen und gruben schwitzend, oder sie hockten in der Laube und tranken irgend etwas, das fürchterlich bitter sein mußte; denn wenn sie dabei auch zuweilen schrien und lachten, so kam es mir doch vor, als machten sie alle unendlich traurige Gesichter.

Da fragte ich die Mutter: ‚Was tun die Leute da?' — ‚Das sind arme Leute', sagte sie, ‚arme Leute wie wir. Sie feiern so ihren Sonntag, weil sie kein Geld haben, um einmal dorthin zu fahren, wo die hohen Berge sind, wo man nichts von Elend und Kummer weiß, wo die Einsamkeit ist und der Mensch sich als König fühlt.'

Ich dachte über das nach, was die Mutter gesagt hatte. Und dann gingen meine Gedanken plötzlich sprungweise: ‚Mutter, warum geht der Vater nie am Sonntag mit uns aus? Er könnte uns doch helfen, die hohen Berge zu suchen.' — ‚Ach Kind', sagte meine Mutter dann, ‚er geht immer allein auf die Suche nach ihnen. Aber er findet sie nicht.' Nun glaubte ich manches zu verstehen: ‚Deshalb ist er wohl auch immer so ärgerlich, wenn er Sonntag abend nach Hause kommt und kaum noch gehen kann, daß Du ihn ins Bett bringen mußt und er gleich einschläft und schnarcht?' — ‚Kind, rede doch nicht', sagte die Mutter dann, und ich verstand nicht, warum sie ein paar Tränen in den Augen hatte.

Nur das eine wußte ich: Groß wollte ich werden und stark, damit ich einmal genug Geld verdiente, um die Mutter auf die Berge führen zu können, nach denen sie sich so sehnte. —

Ich kam nicht dazu. Denn ich ging noch zur Schule, da konnte die Mutter eines Sonntags nicht mehr mit mir vor die Stadt gehen. Sie lag im Bett und fieberte, und der Vater war wieder allein auf die Suche nach seinen Bergen der Vergessenheit gegangen. Wir sagten wenigstens so zueinander, meine Mutter und ich, denn ich wußte, es würde sie schmerzen, hätte ich mich anders ausgedrückt und von Schnaps und Kneipen gesprochen.

Ich saß am Bette der Mutter und hielt ihre Hand. Sie schien zu schlafen. Doch dann sprach sie mit geschlossenen Augen. ‚Kind', sagte sie, und ihr abgehärmter Mund schien mir plötzlich so schön, ‚Kind ... ein Wunder! ... der Berg ... ich stehe auf ihm ... allein mit Dir ... siehst Du die unendliche Ferne? ... O, wie still ... wie still ...' Ich sah nur, daß ihr Mund sich noch leise bewegte. Ich hörte nichts. Dann rührten sich auch ihre Lippen nicht mehr.

Als der Vater nachhause kam, polternd und lärmend, da schlug ich ihm die Faust ins Gesicht: ‚Sei still, Du ... Du ... die Mutter ist tot!' —

Ich blieb, bis wir sie begraben hatten. Denn ich wollte sie nicht mit ihm allein lassen. Vom Friedhof aus lief ich davon. Ich mußte die Berge finden, nach denen Mutter sich im Leben so gesehnt und die sie erst im Sterben gesehen hatte. Die Berge des seligen Vergessens.

Es dauerte lange, bis ich sie fand. Ich war wohl fortgelaufen, aber sie holten mich unterwegs wieder und brachten mich in eine Erziehungsanstalt. Und dort hatten sie keinen Sinn für Phantasien und Berge. Sie ließen mich ein Handwerk lernen, aber die Sehnsucht konnten sie nicht unterdrücken. Sie lebte weiter, wurde immer stärker, und ich wußte, erlebte sie nicht die Erfüllung, dann mußte es zur Katastrophe kommen. Ich war ja nur deshalb auf der Welt, um einmal auf dem Gipfel stehen zu können.

Mit einundzwanzig Jahren entließen sie mich aus der Anstalt. Ich hatte ein paar Mark gespart, und nun verdiente ich mir langsam durch Arbeit von Ort zu Ort die Reise. Sie dauerte ein halbes Jahr. Und dann sah ich die Berge.

Sie lagen am Rande der Ebene, wie ein Wall, den die Natur um die Erde mit ihrem Elend und Jammer gebaut hatte. Sie schienen greifbar nahe zu sein, und doch mußte ich tagelang wandern, bis ich endlich an ihrem Fuße stand.

Dann sah ich aber, daß es doch nicht die richtigen Berge waren, denn alle Anzeichen verrieten: Menschen kamen dort öfters hin. Und die Mutter hatte doch von einem Berg gesprochen, wo die Einsamkeit war! So lief ich weiter in die Täler hinein und fragte die Leute, ob sie nicht einen Berg wüßten, den niemand bestiege. Sie machten verwunderte Gesichter, und dann meinte einer, das Leutenhorn sei wohl der richtige. Das sei gefährlich, und deshalb sollte ich mich hüten.

Ich ging aufs Leutenhorn. Ich weiß nicht, ob es wirklich so gefährlich war. Ich sah nur, daß ich immer höher stieg, daß die Welt immer tiefer unter mir versank, daß der Himmel sich weitete, daß die Einsamkeit wuchs. Und endlich stand ich auf dem Gipfel, und meine Sehnsucht war erfüllt.

Meine Mutter stand neben mir.

Ich hielt ihre Hand und sah in eine andere Welt."

Der Angeklagte schwieg. Das Buch dort jenseits der Wand des Gerichtssaals mußte wohl zu Ende sein, denn Albrecht Klinkhardts Blick kehrte in den Raum zurück, sah die Menschen, und Haß flammte in seinen Augen auf: „Ja, und dann klang plötzlich zu uns in die Stille Lärm hinauf, Menschen, die schrien und lachten. Und meine Mutter war nicht mehr bei mir. Aber unter mir kamen die Menschen den Berg herauf, hingen wie Fliegen an der Felswand und ... und ..."

Albrecht Klinkhardt ballte die Fäuste, schüttelte sie in ohnmächtiger Wut: „... und da ... und da ..."

Der Vorsitzende fiel ihm ins Wort: „Da warfen Sie mit Steinen nach den Menschen unter ihnen, und einen machten Sie zum Krüppel!"

„Ja, und das war noch nicht genug! Ich hätte sie alle treffen müssen, denn ich stand vor der Erfüllung meiner Sehnsucht, und meine Mutter wollte mich hinüberführen in eine andere Welt, und diese Menschen haben sie mir verschlossen. Ich hasse sie, hasse sie, has ..."

Die Sitzung mußte vertagt und der Angeklagte hinausgebracht werden, weil er tobte.

Die Verhandlung konnte nach der Wiederaufnahme bald abgeschlossen werden. Sie endete mit einem Freispruch. Der Geisteskranke wurde in eine Anstalt gebracht.

Was sollte ein Mensch wie Albrecht Klinkhardt noch unter den Leuten?

★



Das Winzerfest in Rüdesheim.

Der Einzug des Bachus in Rüdesheim.

In der schönen Rhein- und Weinstadt Rüdesheim wurde jetzt das große Winzerfest gefeiert, an dem die ganze Bevölkerung teilnahm. Ein bunter Festzug mit vielen Figuren, die den Weinbau verherrlichten, zog durch die fröhlich bewegten Straßen.

Die Glocken von Goslar.

Im Schoß von dunkelwald'gen Höhenzügen
Träumt Goslar von vergang'ner stolzer Zeit,
Wenn in die Mittagsstille Glockenwiegen
Sich schwingt: „Ueb' immer Treu' und Redlichkeit."

Wie Weihestimmung liegt's auf allen Gassen,
Um die die Schönheit ihren Zauber spinnt,
Daß Gegenwart mit ihrem Kampf und Hassen
Vor dieser Traumwelt schemenhaft zerrinnt.

Ergreifend, wie ein Trost, ein Heimwärtsfinden
Aus all dem Wirrsal der zerquälten Welt,
Will dieses schlichte Lied ein Licht entzünden,
Das jedes Herz andächtig-warm erhellt:

Uns allen, die wir nach Erlösung ringen,
Sei dieses Lied ein starkes Weggeleit,
Daß wir auch dieses dunkle Schicksal zwingen,
Wenn eins uns Kraft gibt: Treu' und Redlichkeit!

Elly Wagner.

Der Dieb von Hooge.

Skizze von Hans Rempel-Chemnitz.

Zweimal im Jahr kommen die Mäher vom Festland nach Hallig Hooge hinüber. Gedungene Knechte, Mägde, Wagen und Pferde werden auf Booten über das Wattenmeer gefahren, um den Halligbauern bei der Heu- und bei der Grummeternte zu helfen. Es gibt da plötzlich viel Leben auf der flachen, windgepeitschten Insel, deren männliche Bewohner ausnahmslos zur See fahren. Nur die Alten sitzen zu Hause, besorgen die Weidewirtschaft und denken in den langen Abenden an bunte fremde Städte und Länder, die sie gesehen, an ihre Jugendgenossen, die auf dem Meeresgrunde schlafen oder zwischen Schanghai und Kapstadt irgendwo ihr Glück gemacht haben und nun wohl auch grau und alt geworden sind.

Der Peter Hansen hatte eine Tochter, ein gradnäsiges, entschlossenes Ding von zweiundzwanzig Jahren. Und unter den Knechten, die von Husum herüber gekommen waren, befand sich einer, den sie Potter nannten. Der Potter ging mit dem Heubaum um wie andere mit der Deichsel einer Sonntagskutsche. „Wo stammst Du denn her?“ fragte ihn Berta, als er beim Heuwenden einmal allein in ihrer Nähe war. Da blickte er sie mit großen Augen an und vergaß das Antworten. Erst nach einigen Minuten sagte er stolz: „Aus der Tonderner Gegend, mein Vater hat einen Hof, aber ich bin mit meiner Stiefmutter nicht ausgekommen. Ich gehe erst wieder hinauf, wenn ich Herr zuhause bin ...“

„Hm“, sagte Berta nur, doch hatte sie mehr verraten, als sie dachte. Der Potter verschlang sie seitdem mit den Augen und suchte eine Gelegenheit, ihr etwas ganz Wichtiges zu sagen. Aber eine Hallig hat keinen Wald und keine einsamen Spazierwege, und Berta war auf der Hut. So sonderbar sind junge Mädchen.

Seit die Schnitter auf Hooge waren, wurde gestohlen. Niemand konnte sich erinnern, daß jemals seit Menschengedenken auch nur eine Schweinsblase auf Hooge gestohlen worden wäre. Der alte Peter Hansen schimpfte und fluchte über das Volk vom Festland. Wenn das Heu nicht draußen gelegen hätte, wollte er sie schon alle miteinander zum Teufel gejagt haben.

Eines Nachts aber lauerte er dem Dieb auf, hinter der großen Ostluke, unter der sich der Schweinekoben befand. Um Mitternacht war er ein wenig eingeschlafen, als ihn plötzlich ein nahes starkes Männeratmen aufweckte. Wie Peter Hansen schlaftrunken die Augen aufriß, sah er, daß sich zwei kräftige Arme am Lukensims festhielten, um sich in die Diele zu ziehen. Da führte er mit einem Fischmesser einen scharfen Schlag nach dem einen Arm, daß draußen ein grimmiger Wehschrei unterdrückt wurde. Dann war alles still, nur die aufkommende Flut rauschte und quirlte über den Sand.

Am nächsten Morgen hatte der Potter den linken Unterarm verbunden. Er ging ins Heu wie die anderen, antwortete, wenn man ihn nach der Wunde fragte, er sei beim Dengeln abgerutscht und in die eigene Sense gefahren. Manche glaubten das. Aber Berta sah ihn nicht mehr an und stellte ihm mittags sein Essen hin wie einem räudigen Hund. — —

Acht Wochen vergingen, und die Mäher kamen wieder nach Hooge, aber den Potter brachten sie nicht mit. Damals war der junge Heinrich Hansen, der jahrelang auf einem Kaffee-Segler nach Mittelamerika fuhr, auf Urlaub zu Hause. Und es wurde wieder gestohlen. —

„Wir fangen ihn!“ sagte Berta voll seltsam glühenden Eifers, und Vater und Bruder mußten Wache stehen. Erst in der dritten Nacht fingen sie den Dieb wirklich, einen Jungknecht, an den niemand gedacht hatte. Peter Hansen gerbte ihm das Fell und sperrte ihn in die Gerätekammer.

Am nächsten Morgen kam Berta allein an die Tür des Verschlages. „Hör' mal, Knecht“, rief sie hinein, „in zehn Minuten fährt mein Bruder Heinrich nach Husum hinüber. Wenn Du mir jetzt die Wahrheit sagst, darfst Du mitfahren. Hörst Du, ich lasse Dich heraus — wenn Du mir die Wahrheit sagst!“ Da rief drinnen eine dünne Stimme: „Ja!“ — „Hast Du uns in der Heumahd schon bestohlen?“ drang Berta gespannt in ihn, „aber überlege Dir, was Du sagst; wenn Du lügst, bleibst Du hier, bis Dich der Landjäger nach Husum holt!“ Eine Weile war es still, dann sagte die zaghafte Stimme noch einmal: „Ja!“ Da fiel Berta eine schwere Last vom Herzen. Sie öffnete das Tor und ließ den Knecht heraus. Doch hielt sie ihn, als er vorbei wischen wollte, noch einen Augenblick am Rock fest. Er gehorchte. „Ich habe einen Brief für den — Potter“, — und sie wurde über und über rot und zögerte weiter zu sprechen — „wirst Du — wirst Du ihn auch richtig — abgeben?“ — Da sagte er zum dritten Male: „Ja!“, frei und deutlich, barg schnell den Brief und lief die Werft nach Knudshörn zu hinab, wo Heinrichs Boot lag. Aber Berta eilte nach kurzer Ueberlegung in den frischen Morgenwind hinaus, und indem sie beide Hände an den Mund legte, rief sie hinter dem Laufenden her: „In vierzehn Tagen ist Markt in Husum. Wenn Du den Brief richtig besorgt hast, kannst Du Dir beim Wirt Udo Detleffen fünf Mark abholen ...!“

Hat der Jungknecht diese Worte nicht richtig verstanden? Er hat den Brief an seine Anschrift besorgt, denn schon eine Woche später hielt Berta glückstrahlend ein krickeliges und krummzeiliges Schreiben in ihren Händen. Doch das Fünfmarkstück, das sie bei Udo Detlessen hinterlegt hat, ist merkwürdigerweise nicht abgeholt worden.

★

Verbrechen lohnt sich.

Erzählt von G. Wendt-Caspari.

Der Angeklagte saß auf seiner Bank und rührte sich nicht. Der ganze Prozeß schien ihn nichts anzugehen. Er langweilte ihn geradezu.

Und doch ging es nach Ansicht mancher Leute um den Kopf dieses Tom Brinkwell. Denn der Mann war beschuldigt, ein paar Menschen in die Große Viktoria-Wüste gelockt und sie dort um ihrer Habseligkeiten und um ihres wenigen Geldes willen getötet zu haben. „Denn“, so sagte die Anklageschrift, „wo blieben die Leute, mit denen Brinkwell angeblich auf die Suche nach Gold auszog und die niemals wieder gesehen wurden?“

Ein höhnisches Lächeln zuckte für einen Augenblick um Tom Brinkwells Mundwinkel. Doch sofort war das Gesicht wieder unbeweglich wie zuvor.

Aber dann griff der Angeklagte plötzlich mit beiden Händen nach der Brüstung vor ihm. Er wollte aufspringen, schreien und beherrschte sich erst im letzten Augenblick. Er starrte den Zeugen, der da als erster aufgerufen wurde, wie ein Gespenst an, und der Vorsitzende sagte ein wenig überlegen: „Auf das Wiedersehen waren Sie nicht vorbereitet!“

Der Zeuge sagte aus: „Ich heiße Wilkins und kam vor ein paar Monaten von England hierher nach Westaustralien, weil mir gesagt worden war, ich könnte hier vielleicht Arbeit finden. Ich hatte drüben alles zu Geld gemacht und auch die Familie mitgenommen. Und nun saß ich da und bekam doch keine Arbeit. Das Geld wurde weniger, ich sah schon keinen Ausweg mehr.

Da lernte ich Tom Brinkwell kennen. Wir trafen uns vor einer Arbeitsvermittlung, wo ich schon zum zwanzigsten Male umsonst nach Beschäftigung gefragt hatte. Da hielt er mich an: ‚Mann, wenn Du noch ein wenig Geld hast, kannst Du mit mir Dein Glück machen. Ich habe da ein paar sichere Tips und weiß, wo es Gold zu finden gibt. Aber ich will nicht allein ziehen. Machst Du mit?‘

Wir setzten uns in eine Wirtschaft, und da wußte mir Brinkwell alles so rosig zu schildern, daß wir einig wurden. Ich sollte etwas zur Ausrüstung beitragen, und den Verdienst wollten wir teilen. Meine Frau war ein wenig ängstlich und meinte, sie hätte gehört, in ähnlichen Fällen seien schon ein paar Menschen spurlos verschwunden. Doch ich wußte ihre Bedenken zu zerstreuen, und wir zogen los.

Wir waren ungefähr eine Woche unterwegs, da sagte Brinkwell, der Boden sähe nach Gold aus und hier sei sicher etwas zu machen. Als wir eines Abends lagerten, ging Brinkwell noch ein wenig auf Erkundung. Er kam bald zurück und sagte, er hätte einen alten Schacht gefunden, den sicher einmal Goldgräber gegraben hätten, und den müßten wir uns am nächsten Morgen sofort ansehen.

Das taten wir denn auch. Wir hatten eine Brunnenwinde bei uns mit einem langen Seil und einem Eimer daran. Die stellten wir über der Schachtöffnung auf, und ich ließ Brinkwell langsam hinunter. Nach ein paar Minuten schrie er plötzlich, ich sollte hochziehen. Er war ganz außer Atem, als sein Kopf wieder auftauchte: ‚Mensch, so ein Glück! Die Leute, die den Schacht gruben, haben nicht richtig zugesehen. Lauter Gold!‘

Natürlich stieg mir sein Geschrei zu Kopf, und ich wollte sofort auch das Gold sehen. Ich kletterte in den Eimer, Brinkwell drehte langsam die Haspel. Doch dann ließ er sie plötzlich los und lachte. Ich fiel wie ein Stein.

Der Eimer schlug hart auf. Ich verlor einen Augenblick die Besinnung.

Als ich wieder aufwachte, hing der Eimer hoch über mir. Ich sah nur ein Stück Himmel und dann und wann Brinkwells Arm und Faust. Er konnte mich wohl nicht sehen und warf wahllos Steine herunter. Er hätte mich erschlagen, würde ich nicht am Schachtboden eine kleine Ausbuchtung entdeckt haben, in die ich mich hineindrücken konnte.

Dort verhielt ich mich ganz ruhig, und so dachte der Kerl wohl, er hätte mich getötet. Der letzte Stein kam geflogen, und dann hörte ich nichts mehr. Einen Tag lang rührte ich mich nicht, weil ich fürchtete, Brinkwell könnte vielleicht dort oben noch immer auf mich lauern.

Dann aber hatte mich der Durst so weit gebracht, daß mir alles einerlei war. Ich mußte versuchen, aus dem Schacht zu kommen. Ich hatte mein langes Messer bei mir, und damit mühte ich mich ab, Löcher in die Schachtwand zu graben, eines über das andere. Es war eine Qual. Und doch kam ich langsam höher und höher. Ich weiß nicht, wie lang ich dazu brauchte. Ich erinnere mich nur, daß ich nach einer letzten übermenschlichen Anstrengung die Ellbogen auf den Rand des Schachtes stützen und mich aus dem Loch schwingen konnte. Dann wurde ich ohnmächtig.

So fand mich ein Engländer, der dort in der Nähe ebenfalls nach Gold grub und dessen Hund mich aufgespürt hatte. Er brachte mich wieder auf die Beine und hörte meine Geschichte. Da erzählte auch er mir von Leuten, die verschwunden sein sollten, und meine Beschreibung von Brinkwell paßte auf den Kerl, der mit den Vermißten losgezogen war. Sobald ich mich ein wenig erholt hatte, wollten wir sofort zur Polizei gehen — an die hundert Kilometer weiter südlich. Vorher suchte mein Engländer den Platz ab, wo wir beide gelagert hatten. Es war nichts mehr da, denn Brinkwell hatte alles, was mir gehörte, mitgenommen. Groß war die Beute freilich nicht, denn die paar Schillinge, die in meinem gestohlenen Rock steckten, lohnten sich nicht.

Als wir nun nach Süden aufbrechen wollten und ich meine Hose, die einzige, die ich noch hatte, anzog, spürte ich plötzlich etwas in einer Tasche. Ich zog es heraus, eine Handvoll Erde, die beim Stufengraben im Schacht hineingefallen sein mußte. Mein Engländer sah es und faßte sich plötzlich an den Kopf: ‚Mann, hast Du ein Glück! Gold!‘ — Ja, wirklich, zwischen der Erde waren ein paar Goldklümpchen.“

Der Zeuge schwieg einen Augenblick. Er beobachtete kurz den Angeklagten. Der hielt die Hände um die Brüstung geklammert und rührte sich nicht.

Da fuhr der Zeuge fort: „Wir dachten in diesem Augenblick nicht mehr an die Polizei. Wir untersuchten den Schacht und fanden, daß eine Wand hart an einer Goldader vorüberschnitt, die wohl niemand bemerkt hatte. Durch einen Zufall waren mit der Erde ein paar Körner in meine Tasche gekommen, damals, als ich an alles andere dachte, nur nicht an Gold. Wir unternahmen einen Gewaltmarsch zur Polizei, ich meldete mein Abenteuer, und dann ging es zurück zu unserem Gold. Als mich die Vorladung erreichte, hatten wir die Goldtasche soeben ausgebeutet. Ich habe heute morgen meinen Anteil zur Bank gebracht. Die zahlte mir dreitausend Pfund aus.“

„Dreitausend Pfund!“ Eine schrille Stimme gellte durch den Raum. „Dreitausend Pfund! Und was habe ich erbeutet bei den vier Menschen, die ich verschwinden ließ!“ Der Angeklagte sah aus wie ein Wahnsinniger. Er schien über die Brüstung springen und den Zeugen erwürgen zu wollen. Ein paar Schutzleute zwangen ihn nieder. Er sank auf die Bank zurück: „Dreitausend Pfund!“

Alles andere schien um den Mörder zu versinken. Er horchte nicht einmal auf, als das Todesurteil fiel. Er schwankte, als man ihn fortbrachte: „Dreitausend Pfund!“

★

Das Fest.

Eine Geschichte von Ludwig Bäte.

Wochenlang sprach man in der kleinen Stadt nur von dem im Herbst stattfindenden Fest. Ein Sohn des Ortes war nämlich ein bedeutender, in der Reichshauptstadt lebender Dichter, um dessen Werk man sich freilich nie gekümmert, von dem man aber desto häufiger gelesen hatte. Die Aelteren wußten noch von ihm zu erzählen, einige waren mit ihm in die Vorschule gegangen, dann zog die Familie fort, und man vergaß sie bald.

Nun war vor einigen Monaten ein neuer Bürgermeister gewählt worden, der die Bücher jenes Dichters sehr liebte, hielt sogar im Klub einen Vortrag darüber. Sie hatten denn auch gefallen, wenngleich sie zumeist Dinge behandelten, die den Hörern mehr oder minder fern lagen. Immerhin schienen die Werke den Namen des Schöpfers zu rechtfertigen, und man hatte nichts dagegen, als das Stadtoberhaupt in einer der nächsten Magistratssitzungen vorschlug, ihn zu seinem bevorstehenden siebzigsten Geburtstag einzuladen. Das wurde in einem freundlichen Brief angenommen, und nun geriet man denn doch ein wenig in Aufregung, was zu machen sei, zumal man den Namen im Rundfunk, in den Tagesblättern und Zeitschriften oft zu lesen bekam und es wirklich schön war, daß ein so berühmter Mann, den soviele andere große Ehren erwarteten, die kleine Stadt aufsuchen wollte.

Man einigte sich schließlich auf ein Konzert der Feuerwehrkapelle, ein Festessen und die Einweihung einer Gedenktafel an seinem Elternhaus. Außerdem sollten die Kinder Blumen überreichen und ein vom Dichter verfaßtes Lied singen, das der Leiter der Höheren Stadtschule eigens für diesen Tag vertont hatte. Der Schützenverein übernahm die Anfahrt von Birken, die Turner übten außerdem noch ihre vielbewunderten Marmorgruppen von neuem ein, was sich als notwendig erwies, da das geschickteste Mitglied des Vereins seit einigen Wochen erkrankt war und schwerlich bis dahin genesen würde.

Der festliche Tag kam heran. Das Wetter ließ nichts zu wünschen übrig, und der Gast, den man morgens von der Bahn abholte, schien sehr gerührt und dankte nachher beim Essen, an dem viele Personen teilnahmen, in einer herzlichen Rede. Dann trank man im Garten Kaffee, die Kapelle spielte, die Turner zeigten ihre Kunst, und er saß auf feierlich und ein wenig unbequem bekränztem Stuhl dazwischen. Des einen oder andern wußte er sich noch gut zu erinnern, und man hörte begierig zu, als er dieses und jenes aus seinem Leben zu erzählen begann. Dann stand man auf, um sich für die abendliche Zusammenkunft vorzubereiten. Man hatte noch im letzten Augenblick auf Wunsch des Bürgermeisters einen tüchtigen Vortragskünstler aus der nahegelegenen Stadt aufgefordert, aus des Dichters Werken vorzulesen.

Der Dichter ging mit dem Bürgermeister, dessen Gast er war, durch die Stadt. Fast alles stand noch so, wie er es vor fünfzig Jahren verlassen. Der Ort hatte sein ländliches Leben bescheiden und ruhig weitergeführt. Das zu betrachten tat gut nach all den Aufregungen der letzten Tage, denen er sich heute in aller Frühe entzogen hatte. In der Hauptstadt würde man bedenklich die Köpfe schütteln, wenn man die Wohnung leer fand. Immerhin wußte man, wie wenig er sich aus den üblichen Ehrungen machte.

Astern und weißer Phlox blühten in den Gärten, die Ulmen am Markt begannen schon zu gilben, es roch nach Herbst und frühem Winter. Von den Feldern kehrten die Ackerwagen heim, aus einer Schmiede flackerte Feuer, die Schornsteine der niedrigen Häuser qualmten. Es war Abendbrotzeit, Dunkelstunde oder, wie man hierzulande mit unbewußter Tiefe sagte, Ulenflucht. Plötzlich hielt er an. Von der hochgelegenen Martinskirche blies der Türmer. Warm und freundlich floß das alte Lied in die leise Dämmerung: „Gold'ne Abendsonne, wie bist du so schön!“

Er strich sich über die Stirn. Wie lange hatte er die Melodie nicht mehr gehört! Er saß wieder in seinem Knabenzimmer. Die Bücher hatte er beiseite gelegt, die Schularbeiten waren getan. Er brauchte sowieso nicht viel zu lernen, es fiel ihm alles leicht.

Da mit einem Male war es seltsam über ihn gekommen. Der Abend stand tief in dem Raum; die Verbenen, die seine Mutter so liebte, rochen schwer und betäubend; der Postwagen polterte über das schlechte Pflaster. Das Schnauben der müden Tiere scholl ins Fenster.

Da hatte er ein Stück Papier genommen und sein erstes Gedicht geschrieben. Es war nichts Sonderliches geworden. Aber damals brach der Brunnen auf, der immer noch quoll und ihn stetig beglückte. Und keine Stunde war so tief und voll gewesen wie diese, auch die nicht, die ihm sein reichstes Werk geschenkt, das ihn vielleicht, das spürte er manchmal selbst, überdauern würde. Auf die Kritik, die ihm seit langem ihren Lorbeer wie Hafer vorschüttete, gab er nicht viel.

Der Bürgermeister hatte sich zurückgehalten. Jetzt trat er still zu dem Gast. Er sah, was in dem Dichter vorging und drängte sich nicht in sein Schweigen. Der gab ihm dankbar die Hand.

Man feierte den Gast nachher bis weit über Mitternacht, und er ließ es sich gern gefallen. Es war alles ehrlich und gut gemeint. Als ihn aber schließlich der Vorsitzende des Turnvereins fragte, was ihm am meisten an ihrem Fest gefallen, da antwortete er, und es war ein mühsam beherrschtes Zittern in der Stimme: „Das Lied des Türmers von St. Martin!“ Einen Augenblick sah ihn der Vorsitzende erstaunt und etwas beleidigt an, und es wurde ihm sichtlich schwer, auf eine Erwiderung in Hinsicht auf die auch heute allgemein beachteten Leistungen seines Vereins zu verzichten. Doch besann er sich rechtzeitig. Der Gast war eben ein Dichter, dem man von vornherein etwas zugute halten mußte. Und daß er es nicht böse gemeint hatte, bewies er dadurch, daß er sich nachher mitten unter sie setzte und, ohne weiter zu überlegen, einen langen Vers in ihr Vereinsbuch schrieb, der sich bis auf die letzte Zeile reimte. Dazu gehörte denn doch schon Einiges, und so durfte man wirklich stolz auf den ehemaligen Mitbürger sein.

Weswegen aber der sonst so genaue Präsident dem Türmer am andern Morgen eine große Kanne Bier in die luftige Behausung schickte, blieb diesem gänzlich unverständlich. Doch freute er sich über das Ende des Trubels. Die Tauben, die der Alte zu einem Fluge mit der Bahn fortgeschickt hatte, waren eine halbe Stunde zu spät eingeflogen, anscheinend verängstigt von dem Lärm der Feier.

Beruhigt trank der Türmer sein Bier aus, stopfte die Pfeife und begann dann, sein Horn zu putzen, wie er es so gewohnt war.

Das Glück an der Bahnschranke.

Ich tausch' mit euch nicht allesamt,
Professors und Notare —
Ich hab' mein Amt, mein kleines Amt,
Nun bald schon zwanzig Jahre.

Da unten dicht zum Schienenlauf
Bannt mich der Dienst, der schwere.
Da senk' ich bald, bald heb' ich auf
Die klingelnde Barriere.

Das Pöstchen schützt mich vor der Not,
Doch heckt es nicht Dukaten.
Es reicht zu Rüben und zu Brot
Und Sonntags einem Braten.

Ich bin kein Mächt'ger im Vergleich
Mit Landrat und Pastoren —,
Doch bin ich Herr in meinem Reich
Und bleibe ungeschoren.

Ich klingle, wenn ich muß und will,
Und wehr' dem Wanderschwarme.
Dann — steht der Bürgermeister still
Sogar mit dem Gendarme!

Es rast der Schnellzug nach Berlin
Durch Gottes großen Garten. —
Ich eil' mich gar nicht, hochzuziehn,
Und laß' ein bißchen warten.

Und dann — bis ich erst kann und will
Die Schranke wieder heben,
Ein flüchtiges Minütchen still
Stehn Volk und Welt und Leben ...

Rudolf Presber.

Kameradschaft / Skizze von Roderich Müller-Dresden

Es roch schon den ganzen Tag über nach verbranntem Kautschuk. Sehr stark sogar, als sich Oberlehrer Pirk in sein Bett legte. Aber er achtete nicht darauf, er war ein Gelehrter. Gegen zwei Uhr nachts, als schon alles lichterloh brannte und Pirk im Qualm fast erstickte, ging ihm ein — leider verspätetes — Licht auf.

„Hilfe, Hilfe!“

Knapp bekleidet stürmte er die Treppe hinunter. Er wohnte in einem Anbau des Stiftes; in dem Hauptgebäude waren der Rektor und 60 Schüler untergebracht.

Feuerlärm! Er war wiederholt geübt. Bald stand alles im Schulhofe.

Da schrie jemand. Er schrie unmenschlich, er schrie den entsetzten Schrei eines Erwachenden, der vor sich so etwas wie seinen Henker sieht. Pirk schrie: „Der Kodex!“

Der Kodex war ein Missale des 15. Jahrhunderts aus der Stadtbibliothek, ein Palimpfest. Unter der alten Handschrift befand sich noch eine ältere, das Bruchstück eines bisher völlig unbekannten Berengar-Liedes aus dem 13. Jahrhundert. Pirk verstand sich darauf, so etwas zu entziffern, und darum lag der Kodex als ein ihm anvertrautes, kostbares Geheimnis auf seinem Schreibtisch. —

In dem abgesperrten Raum vor der Brandstätte stand, Befehle erteilend, nur der Rektor, bei ihm die Oberprima und Pirk ... Feuerwehr war noch nicht da.

„Schüler, Freunde, Kameraden“, sagte Pirk, flehte Pirk, flehten seine vor Schreck und Qualm blutunterlaufenen Augen, „auf der linken Seite des Schreibtisches unter Papieren ...“

Der Rektor fuhr ihn an: „Ich verbiete so etwas, ich bin für die jungen Leute verantwortlich, ich untersage jede Tollkühnheit!“

Die Schüler flüsterten. Es fiel der Name Goergen. Das war ein sehniger Bursche mit braven Augen, der flinkste Turner. Er hatte plötzlich einen Holzknüttel in der Hand. Irgendwoher. Goergen sprang los.

„Halt!“ schrie der Rektor und suchte ihn zu packen. Aber er faßte ins Leere. Pirk lief ein Stück mit. „Goergen, barmherziger Himmel, wenn Ihnen etwas zustieße. Nein, bleiben Sie ...!“

Aber Goergen war schon am Spalier hinauf. Das Fenster krachte. Ein scheußlicher, grauer Rauch wälzte sich heraus: die schwelenden Bücher. Ein paar Atemzüge lang, dann war Goergen wieder da. Er hatte mit einem Griff alles errafft, was links am Schreibtisch lag, einen Stoß von Büchern und Papieren, warf ihn in den Ueberzieher des Rektors, den man wie ein Sprungtuch aufhielt, kletterte dann selbst hinunter.

Pirk wühlte: Der Kodex war gerettet. — —

„Ich habe die Papiere durchgesehen. Glücklicherweise hat Goergen auch die englischen und französischen Prüfungsarbeiten von Ihrem Schreibtisch in Sicherheit gebracht“, sagte am nächsten Morgen der Rektor zu Pirk.

Pirk starrte seinen Vorgesetzten an. Etwas Schreckliches dämmerte in ihm auf. „Dann hat er sein eigenes Todesurteil gerettet. Seine Arbeiten sind so schlecht, daß ihm darauf die Abgangsreife nicht erteilt werden kann. Ich bitte, ihm diese trotzdem zu bescheinigen.“

„Das ist doch ganz unmöglich, Herr Kollege“, sagte der Rektor hart. „Goergen hat gestern eine wackere, unerschrockene Sportleistung vollbracht. Zweifellos. Aber ich kann ihm nicht die wissenschaftliche Reife für das Leben mitgeben, nur weil er mit Kühnheit ein Spalier hinaufkletterte.“

„Ich bitte, Goergens Arbeiten für genügend zu erklären“, wiederholte Pirk mit verbissener Entschiedenheit und zuckenden Lippen.

„Kollege, nehmen Sie doch Vernunft an!“

„Um Vernunft handelt es sich hier nicht“, gab Pirk zurück. „Hier geht es um ganz anderes. Was ist aus den Scherben des großen Krieges gerettet? Das Wissen um heilige Kameradschaft in Gefahr und Tod. Nichts sonst. Goergen ist mir gestern mit Einsatz seines Lebens beigesprungen, und ich soll heute ein Schuft werden und feig sein und nicht Gleiches mit Gleichem vergelten?“

„Vergelten Sie, wo Sie wollen, aber nicht bei der Prüfung! Da gibt es nur Gerechtigkeit. Auch ist Mut die letzte aller Tugenden. Steht bekanntlich bei Macaulay.“

Pirk hatte, ohne sonderlich darauf zu achten, was er tat, an den Blättern der Prüfungsarbeiten herumgespielt, herumgestrichen, sie hoch gestellt, sie quer gestellt. Plötzlich gab er sich einen Ruck.

„Jawohl“, antwortete er, „ich begreife das. Mut ist etwas sehr Leichtes. Mut ist die letzte, aber Dankbarkeit ist mit oder ohne Macaulay die erste und die schwerste aller Tugenden.“ Bei diesen Worten zerriß er die Arbeiten von oben nach unten, von rechts nach links, sprang nach dem Ofen und warf die Papiere hinein.

„So“, sagte er, „ich weiß es jetzt besser, welcher Art die Niederschriften Goergens waren. Sie waren genügend, ich nehme das auf meinen Diensteid, sie waren völlig genügend.“

„Sind Sie verrückt?“ schrie der Rektor. „Wissen Sie, daß Sie sich um Lohn und Brot bringen, daß man ein Dienststrafverfahren gegen Sie einleiten wird und muß?“

„Ich werde auf meinen Diensteid erklären, daß Goergens Arbeiten durchaus genügend waren. Was Sie im übrigen mit mir machen, ist mir völlig gleichgültig.“

Der Rektor sah ihn scharf und lange an. „Ein Erzieher, der beim Examen die Gerechtigkeit so gewaltsam auszuschalten vermag, taugt nicht für seinen Beruf.“

Pirk zuckte die Achseln. „Eine Welt voll starrer Gerechtigkeit ist nicht immer eine wahrhaftige und ganz und gar nicht eine gute Welt“, erwiderte er.

Der Rektor lief schweigend im Zimmer auf und ab. „Pirk, was tun wir nun?“ fragte er, und dann befehlend: „Da die englischen und französischen Prüfungsarbeiten verbrannt sind, werden diese unter Oberlehrer Pirks Aufsicht sogleich heute wiederholt. Nach Lage der Sache wolle er dafür eine nicht zu schwere Form wählen.“ —

Diesmal bestand Goergen die Prüfung.

Die fliegende Familie in Grönland gelandet



Oberst Hutchinson mit seiner Gattin und seinen beiden Kindern auf seinem Sikorski-Riesenflugzeug. Im Vordergrund die drei Mann Besatzung des Flugzeuges.

Der amerikanische Flieger Hutchinson, der mit seiner Familie einen Ozeanflug angetreten hat, „um seinen Kindern etwas zu bieten“, ist mit seinem Riesenflugboot wohlbehalten in Godthaab auf Grönland gelandet.